erschienen plötzlich wilde bolschewistische Soldatenhorden im Steppengebiet und besetzten die Aeußere Mongolei. Gleich anderen mongolischen Würdenträgern mußte auch Larson seine Besitztümer verlassen. Die Russen drängten nach, plünderten und brandschatzten, wo immer sie auf menschliche Ansiedlungen stießen. Larson verlor seinen Herzogstitel, den weitaus größten Teil seiner Ländereien, Herden und sonstigen Besitztümer. Mit wenigen Getreuen zog er sich vor seinen Verfolgern in das Innere der Mongolei zurück und legte dort eine mäßig große Schaffarm an, die ihn noch heute ernährt.

Ein kleines, schmuckloses Anwesen, von mannshoher Mauer umfriedigt, — das ist jetzt das Reich des einstigen Herzogs Franz August Larson von der Mongolei. Dort verbringt er in einem winzigen Tempel, dessen niedrige Fenster ihm einen Rundblick in die schier unendliche Steppenlandschaft gewähren, seine Tage in der Stille und Beschaulichkeit eines Weltweisen. Nichts stört seine Ruhe in diesem freiwillig gewählten Exil. Seine nächsten Nachbarn wohnen meilenweit von ihm entfernt. Taucht am Horizont ein Reiter oder ein Kraftwagen auf, der sich selten in diese Wildnis verliert, so schlagen die beiden Hofhunde Larsons an, und der Hausherr greift zum Krimstecher, während seine Mitbewohner sich für den Empfang fremder Gäste rüsten.

Die braungelbe Steppe schweigt. Sie hat auch Larson wortkarg gemacht. Wenn er spricht, fallen die Worte ruhig, überlegt, natürlich. Dieser Mann beschönigt nichts. Einem Landsmann, der ihn gelegentlich aufsuchte, erzählte er wahrheitsgetreu diese Geschichte von der mißglückten Rettung eines deutschen Pelzhändlers, der im Altai-Gebirge hauste:

„Da kam ich eines Tages todmüde mit meiner Karawane ins Lager zurück. Achtzehn Stunden ununterbrochen im Sattel — wir wollten nichts weiter als schlafen, schlafen. Ich war gerade im Begriff, mich auf mein Feldbett zu werfen, als plötzlich die Wachhunde wie toll anschlugen. Sie ließen sich trotz unseres Zuredens nicht beruhigen. Unversehens lüftete eine unsichtbare Hand einen Zipfel meines Zeltes, und herein kroch auf allen Vieren ein alter Mongole. Nach tiefen Verneigungen sprach er mich an: ‚Nennt man Dich Larson?' — ‚So ist es', erwiderte ich ihm verwundert. — ‚Wie heißt Du bei den Chinesen und wie bei den Mongolen?' begehrte der Mann weiter zu wissen. Meine Auskunft schien ihm zu genügen. Er nickte nur und zog aus einer verborgenen Falte seines Kaftans einen Brief, den er mir feierlich mit beiden Händen überreichte. ‚Sechs Monate lang suchte ich Dich vergeblich', meinte der Alte vorwurfsvoll, ‚immer warst Du anderswo.'"

Larson schwieg eine Weile. „Armer Kerl!" setzte er seine Erzählung fort, „er kam zu spät. Ich konnte seinem Herrn, dem Schreiber des Briefes, nicht mehr helfen. Die Bolschewisten hatten ihn, einen tüchtigen, deutschen Pelzhändler, wie einen räudigen Hund niedergeschlagen, seine Habe geraubt, sein Haus eingeäschert." Und dann erfuhr der Besucher von Larson die traurige Geschichte dieses Deutschen. Der war, wie gesagt, Pelzhändler, weit und breit als ehrlicher Kaufmann geschätzt, außerdem Besitzer mehrerer Goldgruben. Seit Jahren hatte er es infolge der unsicheren Wegeverhältnisse nicht mehr gewagt, seine Schätze — Goldstaub, kostbare Zobel- und Schafspelze — in den Handel zu geben, alles im eigenen Hause aufgestapelt. Er bekam Kunde von dem Anmarsch der Rotgardisten, deren Heersäulen sich auch durch die Engpasse des Altaigebirges wälzten. Sein Anwesen lag auf der allgemeinen Durchgangsstraße. In seiner Not schrieb er den Brief an Larson und beschwor ihn, sofort vierhundert Kamele zum Abtransport der dort lagernden Fell- und Goldschätze in Marsch zu setzen. Der Deutsche wollte mit ihnen seine ganze, überaus wertvolle Habe durch die unwirtliche Mongolei nach China bringen. Zur Belohnung für die Rettung seiner Schätze bot er dem Schweden die Hälfte seiner gesamten Habe. Mit echt deutscher Gründlichkeit hatte er trotz der Sorgen und Gefahren, die ihn bedrängten, ein genaues Verzeichnis seiner Besitztümer ausgefertigt und es dem Briefe beigelegt. So und soviel Kilogramm Goldstaub, Silberbarren von unschätzbarem Wert, Zehntausende von Zobelpelzen — ein Vermögen von mehreren Millionen Mark. Vierhundert Kamele waren gewiß nicht zu viel, um diese Bestände in Sicherheit zu bringen.

Larson überlegte. Die ihm angebotene Belohnung war größer als seine ganze Habe, die ihm die Russen übrig gelassen hatten. Sollte er sie im Stich lassen, um in Gewaltmärschen dem bedrängten Deutschen zur Hilfe zu eilen? Persönlich kannte er ihn nicht, den Alten vom Altai-Gebirge, aber es war ein Deutscher und somit unbedingter Verlaß auf ihn. Schon wollte Larson den Befehl zum Aufbruch seiner Karawane geben, als ein zweiter Bote schweißbedeckt ins Zelt stürmte. „Die Bolschewisten kommen!" stieß er hervor und brach auf der Stelle ohnmächtig zusammen. Sie hatten, wie der Bote kurz darauf berichtete, die Altaiberge überschritten und rückten auf Urgan zu. Raub, Mord und Feuerbrände zeichneten den Weg, den sie genommen. Da wußte Larson, daß für den Deutschen jede Hilfe zu spät kam. Er sagte es dem Mongolen. Der senkte traurig den kahlgeschorenen Schädel und machte sich schweigend fertig. „Wohin des Weges?" fragte ihn Larson. — „Du magst recht haben, Herr", antwortete der Alte, „aber ich muß zurück zu meinem Herrn, dem lebenden oder toten. Sechzehn Jahre habe ich ihm gedient. Er war immer gut zu mir." Sprach's und ritt auf einem elenden Klepper in die Steppe, einem ungewissen Schicksal entgegen.

Und dann zeigt der Hausherr seinem Gast einen zweiten Brief. Stempel: Paris. Postvermerk: Empfänger unbekannt verzogen. Vor drei Jahren schrieb ein russischer Emigrant, der seinerzeit den abenteuerlichen Weißgardistenzug unter dem Baron Ungern-Sternberg gegen die Rote Armee mitgemacht hatte, aus Paris an Larson, er wisse den genauen Ort, wo die gewaltigen Kriegsschätze dieser Armee vergraben seien. Er fragte bei Larson an, ob der in dieser Angelegenheit Verbindung mit der Sowjetregierung aufnehmen wollte. Larson tat es. Die Moskauer boten dem Emigranten für den Nachweis zehn Prozent des Fundwertes. Als Larson ihm dieses Angebot vermittelte, hatte ein unbarmherziges Schicksal den Mitwisser des Geheimnisses längst aus Paris verschlugen. Der Mann blieb verschollen. Verdorben — gestorben — wer weiß es? Vielleicht irrt er heute, ein armseliger Bettler, unbekannt durch die Welt, ohne von dem Reichtum zu wissen, der ihm schon gehört.

„Was ist ein Menschenleben?" fragt Larson seinen Landsmann. „Wir wandern alle miteinander dunkle Straßen des Schicksals, und keiner von uns kennt das letzte Ziel." Und dann blicken beide versonnen durch eins der kleinen Kapellenfenster hinaus in die schier endlose braungelbe Steppe.

Ein Zirkushund macht von sich reden.

Ein neues, rührendes Beispiel von Hundetreue lieferte ein Pudel, dessen Leben sich drei Jahre lang an das armselige Dasein eines kleinen, italienischen Dorfzirkus knüpfte, wo er ein paar einfache Kunststückchen zum besten gab und nach Schluß seiner Attraktion mit einer Mütze in der Hand unter den Zuschauern Geld sammelte. Luigi, so hieß der Hund, schien dieses Lebens auch recht froh zu sein, bis eines Tages der Junge starb, der ihn abgerichtet hatte und allabendlich mit ihm auftrat. Zunächst wollte der Hund trotz reichlicher Schläge überhaupt nicht arbeiten, plötzlich aber schien er sich eines anderen zu besinnen. Er schlug wieder Purzelbäume, sammelte auch die Trinkgelder der Zuschauer, stürmte dann aber aus dem kleinen Zelt und verschwand. Mit der Mütze und dem Geld fand man ihn am anderen Morgen auf dem Grabe seines einstigen Herrn, wo er weder das Geld noch sich selbst anfassen lassen wollte. Die Zirkusleute mußten ohne ihn weiterziehen, und auch die Dorfbewohner konnten nicht verhindern, daß der Hund nach einiger Zeit einging.

Zwei Liter Whisky heilen den Elefanten.

Im Zoologischen Garten von Brooklyn herrschte kürzlich nicht geringe Aufregung, war doch einer der kostbarsten und beliebtesten Insassen der Anlage, der große Elefant Ahmed, unerwartet erkrankt. Offenbar schwer leidend lag der riesige Dickhäuter stöhnend am Boden und wollte sich nicht mehr erheben. Mittels eines großen über dem Elefantenkäfig angebrachten Kraus zog man das Tier schließlich in die Höhe und stellte es auf seine Beine, aber diese zitterten, und Ahmed drohte jeden Augenblick wieder zusammenzubrechen. Man stand ratlos, bis schließlich einer der Wärter, der schon in früheren Fällen bei erkrankten Tieren mit gutem Rat zu helfen gewußt hatte, stillschweigend verschwand, um nach kurzer Zeit mit einem Eimer mit zwei Litern Whisky zurückzukommen. Er goß die scharfe Flüssigkeit dem Elefanten ins Maul, und Ahmed ließ sich die eigenartige Behandlung auch gern gefallen. Das Mittel scheint geholfen zu haben, denn wenige Stunden später konnte der Tierarzt bei dem Elefanten keinerlei Spuren einer Erkrankung mehr feststellen.

Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 75 | **26. September 1934** | **8. Jahrgang**

Die Eisenbauern

Roman von Rudolf Atsch

(2. Fortsetzung)

„Mein Vater wunderte sich darüber, daß du gar nicht kamst. Er meinte, es sei so Sitte, daß die Soldaten nach ihrer Rückkehr die Bekannten besuchten. Er hat auch eine Soldatenseele und hört gerne zu, wenn einer aus der Garnison erzählt."

„Er kommt schon in den nächsten Tagen mal rüber," bemerkte die Mutter. Darauf verließ sie das Zimmer, um — wie sie sagte — für eine Erfrischung zu sorgen.

Als sich die Tür hinter ihr geschlossen hatte, herrschte plötzlich Stille im Raume. Man vernahm nur das Knistern des brennenden Holzes im Ofen und das gleichmäßige Ticken der hohen Standuhr, die sich in einer Ecke befand.

Endlich brach Heinrich das Schweigen:

„Wo ist mein Onkel?"

„Er mußte mit meinem Vater in eine Versammlung der Waldinteressenten. Ich befürchtete schon, du wärest auch dorthin, denn du willst deinen Betrieb jetzt doch wohl übernehmen. Aber es ist gut, daß du nicht hingegangen bist, sonst hätte ich dich auch heute noch nicht sehen können."

Er beugte sich über den Tisch und blätterte nervös in einer Ausgabe des Siegener Intelligenzblattes, das der Postbote dorthin gelegt hatte.

Komisch, dachte er, daß sie sich danach sehnt, mich wiederzusehen. Laut aber sagte er:

„Ich dachte schon, du hättest mich ganz vergessen, Hilde!"

„Ach, wie konntest du das denn denken?"

„Meine letzten Briefe blieben unbeantwortet!"

„Deine letzten Briefe?" Sie machte ein erstauntes Gesicht. „Ich habe keinen erhalten. Meiner Ansicht nach hab ich den letzten geschrieben. Als ich keine Antwort mehr erhielt, schwieg ich. Das war vor ungefähr zwei Jahren."

„Aber Hilde, das kann doch nicht sein!" versetzte er und lächelte ungläubig.

„Es ist bestimmt so!"

Er schüttelte den Kopf. „Dann müßten sie ja verloren gegangen sein. Aber es ist doch nicht gut anzunehmen, daß gleich zwei Briefe, die in einem Zwischenraum von einem Monat geschrieben werden, ihr Ziel nicht erreichen. Ein Brief kann verloren gehen, das ist möglich, aber zwei..."

„Wie gesagt: Ich weiß davon nichts — ich habe keine Briefe erhalten!"

„Wie ist das denn möglich?"

„Ja, das ist mir selbst ein wenig rätselhaft..."

„Aber es ist ja auch gleichgültig! Reden wir nicht mehr darüber!"

Er dachte: Die Briefe haben ihr Ziel nicht verfehlt. Sie fanden aber vielleicht so wenig Interesse, daß sie stets schnell vergessen wurden. Daß die Hilde schnell vergaß, war leicht anzunehmen, denn sonst hätte sie sich doch nicht mit dem Onkel verloben können. Aber eigentlich war es schon sehr lange her, daß er mit ihr von Liebe und Treue plauderte. Nur ihm schienen jene glücklichen Stunden noch so nah. Vielleicht aber log sie auch, um einfach damit, daß sie den Empfang der Briefe abstritt, ihr Schweigen zu erklären. Das alles war ihr auch zuzutrauen? — Sie war klug und berechnend. Vielleicht hatte sie gehört, daß der Schulze etwa fünfzigtausend Taler mehr besaß als er — vielleicht schien er ihr für die Ehe auch sicherer als ein junger milchbärtiger Soldat.

Und sie dachte: Wo mögen die zwei Briefe hingekommen sein? — Was er sagt, ist wahr, denn er lügt nicht. Sollte sie mir vielleicht mein Vater nicht übergeben haben? Vielleicht sind sie angekommen während der Zeit, als ich bei meiner Tante in Köln zu Besuch weilte. Der Vater war sehr vergeßlich — es war möglich, daß er an die Briefe gar nicht mehr dachte, als sie zurückkehrte... Jedenfalls bedauerte sie sehr, daß sie die Briefe nicht erhalten hatte.

Sie ging nun auf ein ganz anderes Thema über:

„Wo ich dich nun wiedersehe, Heiner, denke ich zurück an die Jahre, wo wir noch Kinder waren."

Er sah sie an und lächelte.

„Das ist wahr!" sagte sie lebhaft. „Niemand verstand sich besser als wir. Erinnerst du dich noch des Tages, als wir in den Wald gegangen waren, um Brombeeren zu suchen — und plötzlich von einem Gewitter überrascht wurden?"

„Und ob! — So was vergißt man doch nicht so schnell."

„Trotz Gewitter, Regen und Sturm wars doch eigentlich schön..."

Er zündete sich mit leicht bebenden Händen eine Zigarre an und nickte ihr zu. Sie fuhr fort:

„Du beschütztest mich wie ein echter Kavalier — ja, es ist wahr, Heiner, du warst damals wirklich schon Kavalier. Während ich vor Angst bebte, zeigtest du dich tapfer und bliebst ruhig. Ja, sogar deine Mütze und deinen Rock überließest du mir noch, denn ich sollte nicht naß werden."

Beide lachten laut. Er blickte in ihre strahlenden Augen, dann aber wandte er sich hastig ab und versetzte etwas stockend:

„Daß du aber noch an diese Stunden denkst?"

„Oh, weshalb denn nicht? Ich denke sogar sehr gerne daran! Wir haben eine herrliche Kinderzeit verlebt, Heiner!

— Erinnerst du dich noch, als du mir das zahme Eichhörnchen schenktest?“

Er wurde rot und nickte nur.

„Aber umsonst wolltest du mir, trotz aller Bitten, das liebe Tierchen doch nicht überlassen. Einen Kuß wolltest du haben! Wir haben lange gefeilscht, aber endlich habe ich dir den Preis doch gezahlt.“

Heinrichs Gesicht wurde finster; sie plauderte fröhlich weiter:

„Schade, das Eichhorn hat unser Nero totgebissen während der Zeit, als ich im Pensionat war. Doch das Tier hatte ich schnell vergessen, aber den Kuß — niemals, Heiner!“

Sie lachte hell auf.

„Wie alt waren wir damals, Hilde?“ fragte er erregt und zwang sich zu einem Lächeln.

Die Tür wurde geöffnet und Heinrichs Mutter brachte Kaffee und Kuchen herein. Sie servierte und bat, zuzugreifen. Darauf ging sie wieder in die Küche.

Es war eine Weile still im Zimmer. Hilde nippte vorsichtig an dem heißen Kaffee. Heinrich ließ seine Tasse unberührt und zog nervös an seiner Zigarre.

„Ja — und nun willst du heiraten?“ fragte er, ohne sie anzusehen.

Sie ließ die Tasse sinken und versetzte gleichgültig: „Ja!“

Er preßte die Lippen zusammen, nach einer kurzen Pause sagte er kalt und tonlos:

„Ich wünsche dir viel Glück dazu!“

Um seine Erregung zu verbergen, erhob er sich und trat ans Fenster. Sie beobachtete ihn scharf.

„Danke sehr! — Du trägst dich wohl noch nicht mit Heiratsgedanken?“

„Nein!“ Lang und gedehnt kam das Wort aus seinem Munde.

„Hast du denn in Magdeburg keine Damenbekanntschaft gemacht? — In drei Jahren lernt man in der Stadt doch sicher viele Damen kennen. Dann als schmucker Kürassier.“

„Ich habe mich für keine interessiert, weil — weil — ach, Quatsch!“

„Sei nicht so ungerecht, Heiner!“ bat sie mit weicherer Stimme. „Ich hatte ja keine Ahnung, daß du noch an mich dachtest. Du bist doch schon so lange fort! — Dann kam der Onkel — und dein Onkel ist so ein guter Mensch ...“

„Ein guter Mensch — haha!“

„Glaubst du das nicht?“

„Mein Onkel ist nicht ein guter Mensch, sondern ist der beste Mensch! Es gibt keinen, der sich mit ihm vergleichen ließe! Man sagt immer, es gäbe keinen Menschen ohne Fehler; aber es gibt meiner Ansicht nach doch einen: das ist mein Onkel! — Er ist für mich ein Idealmensch — ich liebe ihn mehr als einen Vater. Er hat nur die besten Tugenden — an ihm ist kein Falsch! Ich nehme an, du weißt das zu schätzen ...“

„Des sei gewiß, Heiner! Grad deshalb liebe ich ihn — ich liebe ihn wirklich sehr!“

„Dann ist es gut. Es tut mir sehr leid, von Vergangenem gesprochen zu haben. Ich denke, du nimmst es mir nicht übel.“

„Nein!“

Aus der Küche tönte das Klirren von Tellern und Schüsseln in die Stube — ein Zeichen, daß die Zeit gen Mittag rückte ...

Hilde war etwas blaß geworden. Sie ging langsam zur Tür und zog sich die Handschuhe wieder an.

„Ich hatte natürlich nicht erwartet, daß sich ein derartiges Gespräch zwischen uns entspinnen könnte. Ich wollte in dir nur einen alten Freund und baldigen Verwandten begrüßen ...“

„Mehr werde ich dir bestimmt nie sein!“

„Aber ich hoffe, daß wir wenigstens Freunde bleiben!“

Heinrich drehte sich am Fenster um und versuchte zu lächeln.

„Ach, Hilde, weshalb sollten wir uns denn verfeinden? Freunde bleiben wir natürlich! Ich bin ein Siegerländer Eisenmann, und ein solcher vergißt nicht leicht. Doch wenn er will, kann er viel — auch vergessen. Ich wünsche dir noch einmal recht viel Glück zu deiner Wahl und hoffe auf eine baldige schöne Hochzeit ...“

Sie bedankte sich und fügte hinzu:

„Es würde mich sehr freuen, wenn du dich nun doch noch bei uns im Forsthaus sehen ließest. Mein Vater erwartet dich. Er würde beleidigt sein, wenn du nicht kämst.“

Damit reichte sie ihm die Hand und ging hinaus. In der Küche verabschiedete sie sich noch von seiner Mutter. Bald hörte er, wie sie raschen Schrittes das Haus verließ.

Er sah ihr vom Fenster aus so lange nach, bis sie zwischen einigen Häusern verschwand. Ein schmerzlicher Zug grub sich in seinen Mund. Nein, er hatte sie nicht vergessen, die blonde Hilde. Er hatte sie nicht vergessen können! Ihr war es leichter geworden.

Er war in der Stadt ein fröhlicher Soldat gewesen, hatte mit seinen Kameraden oft gezecht und gefeiert, doch den Frauenzimmern war er ferngeblieben.

Er hatte stets an die Hilde gedacht, in seinen Mußestunden viel von ihr geträumt und allerlei Zukunftspläne geschmiedet. Schöne Träume und Pläne waren es gewesen. Das war nun vorbei — mußte vorbei sein, denn sein Onkel war ihr Verlobter — sein zweiter Vater ...

Sein Kopf fiel auf die Brust und er ging etwas gebückt ins Zimmer zurück.

*

Am Nachmittag machte Heinrich einen Spaziergang. Er war nicht besonders gut aufgelegt und den Dörflern, denen er begegnete, erwiderte er den freundlichen Gruß kaum. Ein alter Hüttenmann schaute ihm verwundert und kopfschüttelnd nach und meinte:

„Donnerwetter, den scheint man ja bei den Kürassieren sehr dünkelhaft gemacht zu haben! Bietet einem der Kerl nicht mal richtig die Tageszeit!“

Er kam an einer Wirtschaft vorbei. Schon von ferne vernahm er das Lärmen und Schreien der Zecher. Eigentlich fühlte er sich in der Stimmung zu trinken. Er hielt vor dem Eingang einen Augenblick an, doch dann schritt er weiter. Nein, man sollte ihn nicht gleich am ersten Sonntag im Wirtshaus sehen.

Er ging auch achtlos an der rauchenden Hütte vorbei. Ein Platzarbeiter sang dort mit rauher Stimme:

„Selbst der Esel und die Kuh
haben ihre Sonntagsruh'.
Nur der arme Hütterbär
hat vom Sonntag gar nichts mehr ...“

Heinrich beachtete auch nicht die Meiler, deren Rauch kerzengerade in die Höhe stieg. Er sehnte sich hinaus ins Freie — auf die Berge. Er wollte mit seinen Gedanken allein sein.

Doch kaum war er einige hundert Schritte weitergegangen, da kam ihm ein alter Bekannter entgegen. Es war der beste Köhler des Dorfes, der nur für ihn und seinen Onkel die Holzkohle brannte. Er stand schon manches Jahrzehnt bei dem Schulzen in Dienst und zählte zu seinen zuverlässigsten und gewissenhaftesten Arbeitern.

Heinrich war stets der Liebling des Köhlers gewesen. Halbe Tage lang war er schon als Kind mit ihm durch die Hecken gestromert und auch bei den Meilern hatte er ihm oft Gesellschaft geleistet.

Von weitem lachte Karl, so hieß der Köhler, schon mit dem ganzen Gesicht, als er Heinrich bemerkte.

„Verdeuwelt! Heiner — du? ... Da soll doch gleich ... nee, so was!“

Der Köhler lachte herzhaft und schüttelte kräftig die dargebotene Hand.

„Junge, das freut mich, daß du wieder da bist. Ich habe dich sehr vermißt. Jetzt gibt es wieder Leben hier, was? ... Menschenskind, was bist du ein Goliath geworden! Aber,“ so fügte er mit gedämpfter Stimme hinzu, „ich glaube, ich muß jetzt „Herr“ zu dir sagen — du machst verdeuwelt einen vornehmen Eindruck. Siehst aus wie ein Junker!“

„Oh, das ist nicht nötig, Karl!“ rief Heinrich aus. „Mach' jetzt nur kein Geflunker! Wir bleiben immer die Alten, so vornehm werden wir nicht!“

Karl zog so mächtig an seiner kleinen, schon ganz braun gerauchten Tonpfeife, daß sein Kopf fast in einer Rauchwolke verschwand.

„Siehst wirklich gut aus,“ wiederholte der Köhler noch einmal. „Bist verdeuwelt groß und stark geworden, 'ne Zehn wirst du wohl mit Leichtigkeit auf den Ofen schleppen können!“

Man trug bei den Hütten die Kohle in einer Art Kübel, an dessen Seiten Tragstangen befestigt waren, über die sogenannte „Pritsche“ auf den Ofen der Hütte. Man nannte diesen Kübel „Zehn“. Da eine Zehn durchschnittlich mit drei Zentner Kohle gefüllt wurde, mußten es schon starke Männer sein, die sie auf den Ofen zu tragen vermochten.

(Fortsetzung folg)

Kleindeutschland des Fernostens

Besuch im Badeort Tsingtau. Von H. Hesse-New-York

Dort, wo die Schantung-Halbinsel wie eine dicke Fingerspitze auf das japanische Korea deutet, laufen die östlichen Interessen vieler Nationen zusammen. Ganz an der Spitze des Fingers liegt das britische Weihaiwei, um das Ende ein wenig nach Norden Tschifu, wo stets ein oder zwei amerikanische Schiffe zu finden sind, und einige Dutzend Meilen weiter südlich an der lieblichsten Küste die Stadt Tsingtau, einst das „Kleindeutschland des Fernostens“, dann jahrelang der asiatische Zankapfel.

Im November 1914 hatte Japan den Deutschen Tsingtau abgenommen, und als es nach dem Abkommen von Washington an China zurückfiel, das dieses Land besessen, seit die Mingkaiser vor 1500 Jahren die Seeräuber vertrieben, gereichte es China zur großen Befriedigung, denn Tsingtau ist die Riviera der chinesischen Küste.

Dieser an sich dehnbare Begriff ist nicht einmal schlecht angebracht, denn die Gegend um Tsingtau, die schöne Bucht Kiautschau, das purpurne Laoschan-Gebirge im Hintergrunde und die waldumsäumte Felsenküste — dieses ganze Bild trägt weit mehr ein europäisches als ein asiatisches Gepräge. Es erinnert an deutsche Hansastädte am Baltischen Meere, an Stellen des Christianiafjords in Norwegen, ja selbst an die felsige Küste Neu-Englands. —

Dieses Tsingtau, heute internationaler Badeort, hat eine ungewöhnliche Geschichte. Die späteren Einzelheiten dieser Geschichte sind bekannt: wie die Deutschen hier 1897 landeten und diesen Schritt mit dem Schicksal zweier deutscher Missionare begründeten, und wie die Chinesen in eine Verpachtung der Bucht von Kiautschau auf 99 Jahre an die Deutschen einwilligten und der sehr wirksame Kolonisierungsprozeß Deutschlands sofort begann.

Doch niemand, der Tsingtau nicht gesehen, kann sich auch im entferntesten vorstellen, wie wirksam dieser Prozeß war. Europa selbst ließ sich plötzlich hier an der Schantung-Halbinsel nieder, und nach einem Jahrzehnt waren das einzige Chinesische in Tsingtau nur noch der Name und die Asiaten, die dort noch wohnten. In der Tat gibt es in der ganzen Welt kaum ein bemerkenswerteres Beispiel von Kolonisation, besonders wenn man die Tatsache berücksichtigt, daß die deutsche Besetzung nur siebzehn Jahre dauerte. Allein in diesem Zeitraum wurden Dinge vollbracht, die noch heute an die Wunder von Tausend und einer Nacht erinnern.

Fast über Nacht wurde der ganze Wohnbezirk der Stadt deutsch. Prachtvolle Regierungsgebäude wuchsen wie mit Zauberschlag aus dem Boden. Dauerhaft gebaute Landstraßen wanden sich meilenweit nach allen Richtungen, und am Strande, der ganz an eine Promenade am Mittelmeer erinnert, entstanden große Hotels, Klubhäuser und Paläste, sobald wirksame deutsche Leitung das Werk von Tausenden chinesischer Kulis in die Hand nahm. —

In wenigen Jahren war Tsingtau in der Tat ein Kleindeutschland im Fernosten geworden. Und wenn ich noch vor kurzem unter Bäumen am Abhang aus meinem Fenster blickte, sah ich bis zum fernen Meer nichts, das auch nur im geringsten an den Osten gemahnte. Ueberall rote Dächer auf dunkelbraunen Häusern von ausgesprochen deutscher Zeichnung und Bauart. Ich sah Türme und mit Bäumen bepflanzte Straßen genau wie in Lübeck oder Bremen.

Die ganze Atmosphäre mutete deutsch an. Und doch war Tsingtau schon seit 19 Jahren nicht mehr deutsch, denn Japaner und Chinesen hatten es in Händen. Allein wie an anderen Orten baute Deutschland auch hier nicht für einen Tag. Nein, nur siebzehn Jahre europäischen Wirkens haben hier in Tsingtau nordischer Energie und Tatkraft ein Denkmal gesetzt, das wahrscheinlich ein Jahrhundert asiatischer Trägheit nicht untergraben wird.

In dem eindrucksvollen Verwaltungsgebäude, das die Deutschen in kurzer Zeit erbauten, sitzen heute kärglich bezahlte chinesische Beamte. Sonst scheint dieser Prachtbau unverändert. Majestätisch steht er auf der Höhe und überblickt die schöne Bucht von Kiautschau. Von Efeu umwachsen, ein Granitbau, massiv und dauerhaft wie der Kölner Dom, wirkt er hier im Fernosten als ein Denkmal deutscher Rührigkeit.

So ist denn Tsingtau, die chinesische Riviera, in seinen Hauptzügen noch immer deutsch, obwohl Deutschland offiziell den Fernosten verlassen hat.

Aber die Deutschen blieben, und die besseren Läden, Cafés und Gasthäuser Tsingtaus sind noch heute in deutschem Besitz, wie sie es vor 1914 waren. Die Chinesen bezeigen ihnen keine Feindseligkeit. —

Mit seiner Bevölkerung aller Rassen und Nationen ist Tsingtau in der Tat ein friedlicher Ort. Es ist fast international wie Schanghai, wenn auch in kleineren Ausmaßen, und von allen Teilen der chinesischen Küste, von Peking, Hankau, Nanking und den anderen Binnenstädten eilen die Menschen in den heißen Monaten Juli und August nach Tsingtau.

Am weiten, ebenen Badestrande herrscht hier nachmittags fast ein Treiben wie in Deauville oder am Lido. Die Landschaft hat etwas Liebliches, das sich mit der Bucht von Neapel vergleichen läßt. Weiter vom Strande zurück und unter Bäumen steht ein großes Hotel mit geräumiger Terrasse, auf der während des Sommers nachmittags und abends ein Orchester spielt.

Ein Sommer in Schanghai ist ein Erlebnis, das man nicht leicht vergißt. Und Tsingtau ist Schanghais sommerlicher Ausflugsort. Fast täglich verkehren hier Dampfer aller Flaggen. Die Fahrt dauert vierzig Stunden. Hat man den morastigen Yangtse-Kiang erst einmal hinter sich, so wird die Luft so erfrischend kühl, wie man sie in Schanghai nicht kennt. So findet denn von Juli ab bis zum Herbst eine große Völkerwanderung statt von Schanghai, selbst von Hongkong nach Tsingtau.

An der chinesischen Küste kommen die Sommerwinde meist von Süden. An der ganzen südlichen Seite der Schantung-Halbinsel, der chinesischen Riviera, setzt der Seewind Tag und Nacht niemals aus, und an der Spitze von Weihaiwei, das ebenso britisch ist wie Tsingtau deutsch, sind die Winde, vom Stillen Ozean über das Gelbe Meer kommend, sogar noch stärker. Im Winter gleicht das Klima dem der Mittelmeerküste noch mehr, denn der langgestreckte Kamm des Laoschan-Gebirges hält die Nordwinde ab und macht die sanft abfallende Südküste der Schantung-Halbinsel zu einer milden, heiteren Gegend.

Franz August Larson von der Mongolei

Vom Pferdehändler zum Herzog von der Mongolei. — Ein deutscher Pelzhändler, der seinem Retter die Hälfte seiner Schätze anbot. Der Russe, der seine Reichtümer nicht kennt. Von Kurt Vollert.

Von keinem Geringeren als dem Buddha von Urga erhielt ein unternehmungslustiger Schwede namens Franz August Larson einige Jahre vor dem Kriege den für einen Europäer ungewöhnlichen Titel eines Herzogs von der Mongolei. Vor vierzig Jahren war der Nordländer nach Nordchina ausgewandert und hatte sich erst als Missionar, dann als Pferdehändler und Kaufmann durchs Leben geschlagen und dabei ein Vermögen samt großen Ländereien erworben. In allen Teilen der Mongolei blühten Handelsniederlassungen von ihm auf. Seine Karawanen waren ständig zwischen Urgan und Kalgan mit wertvollen Gütern unterwegs. Zu ihm kamen in regelmäßigen Abständen Nomadenhäuptlinge mit glänzender Kavalkade, um sich aus seinen Pferde- und Kamelbeständen neue Reit- und Zugtiere auszuwählen. Hin und wieder trat einer der mongolischen Fürsten in sein Haus, um sich bei dem „Herzog aus Nordland“ Rat zu holen. Automobil- und Wollehändler, Pelzjäger, Touristen, Missionare und Forschungsreisende — sie alle fanden bei Larson jederzeit gastliche Aufnahme.

Als endlich in Rußland die Revolution ausbrach und sich die Umwälzung auch in der Mongolei auszuwirken begann,